

Trauma - aus der Perspektive eines Psychoanalytikers

Eine Buchbesprechung von Katharina Sternek, Wien

Mathias Hirsch (2011): Trauma. Reihe Analyse der Psyche und Psychotherapie, Gießen: Psychosozial-Verlag. 138 Seiten, € 17,40 (A), ISBN 978-3-8379-2056-7

Mathias Hirsch ist Facharzt für Psychiatrie und psychotherapeutische Medizin, Psychoanalytiker, Gruppenanalytiker, Lehrbeauftragter der Universität Hamburg sowie Ehrenmitglied des Psychoanalytischen Seminars in Vorarlberg. Als Autor ist er zu verschiedenen Themenbereichen hervorgetreten, wobei Traumatisierung einen seiner Forschungsschwerpunkte darstellt. Aus einem Seminar zum Thema ist er mir persönlich noch als sehr bereichernder Vortragender in Erinnerung. Nun ist in der Reihe „Analyse der Psyche und Psychotherapie“ jüngst sein neuestes Buch mit dem Titel „Trauma“ erschienen, in welchem Hirsch knapp und dennoch sehr präzise grundlegende Konzepte der Psychoanalyse zu diesem Thema darstellt.

Das Buch, welches gut überschaubar in sechs Kapitel gegliedert ist, beginnt mit einer Einführung in die **Geschichte psychoanalytischer Trauma-Konzepte:**

Hier werden vorerst Freuds frühe Theorien zur Hysterie beschrieben, deren Entstehung Freud zunächst in sexuellen Traumatisierungen begründet sah. Bekanntlich verwarf Freud diese Hypothese der Trauma-Genese der Hysterie später zugunsten triebtheoretischer Erklärungen.

Darauf folgt eine Erörterung der ich-psychologischen Trauma-Konzeptionen und deren psychoökonomisch orientierten Erklärungen. Diesen zufolge gründet Traumatisierung darauf, dass extreme Reiz-

mengen das Ich überschwemmen bzw. dessen Verarbeitungsfähigkeit übersteigen. Diese Betrachtungsweise kritisiert Hirsch (meiner Meinung nach zu Recht) als zu einseitig und mechanistisch - andere Wirkfaktoren, wie etwa die Bedeutung traumatisierender oder protektiver Beziehungserfahrungen, der Einfluss der sozialen Umgebung bei der Verarbeitung traumatischer Erlebnisse etc. kämen in diesem Ansatz nicht angemessen ins Blickfeld.

In diesem Zusammenhang geht Hirsch konkreter auf verschiedene Forschungsarbeiten und Ansätze zum Thema frühkindlicher Traumatisierung ein, unter anderem auf den Ansatz des so genannten „kumulativen Traumas“ (Masud M.R. Khan, 1963), des „sequenziellen Traumas“ (Hans Keilson, 1979), auf die Untersuchungen zu Deprivation und anklitischer Depression (René A. Spitz, 1967), auf John Bowlbys Bindungstheorie (Bowlby 1973) und das sog. „attachment trauma“ (Fonagy 2003). Seine kurzen, aber dennoch prägnanten Beschreibungen sind dabei nicht nur informativ, sondern wecken auch das Interesse, sich über diese zusammenfassenden Darstellungen hinaus eingehender mit diesen Ansätzen auseinanderzusetzen.

Besondere Würdigung erfährt in diesem geschichtlichen Abriss des ersten Kapitels das Werk des ungarischen Psychoanalytikers Sandor Ferenczi. Mathias Hirsch bezeichnet ihn als den eigentlichen Pionier der psychoanalytischen Psychotraumatologie. Er verweist da-

bei auf Ferenczis bahnbrechenden Aufsatz „Sprachverwirrung zwischen den Erwachsenen und dem Kind“ (Ferenczi 1933). Die objektbeziehungstheoretische Sichtweise von Ferenczi fokussiert v.a. auf die (pathogenen) Qualitäten der Beziehungsgestaltung von Eltern zu ihren Kindern und fragt in Ergänzung zu Freuds Theorie der Über-Ich-Bildung danach, auf welche Weise Eltern ihrem Kind eigentlich welche Inhalte, v.a. aber Über-Ich-Inhalte vermitteln. Damit entwickelte Ferenczi nicht nur ein Konzept traumatisierender Internalisierungsprozesse, sondern trug wesentlich zu einem tieferen Verständnis sowohl frühkindlicher Entwicklung als auch Traumatisierung in der Sichtweise der psychoanalytischen Theorie bei.

Auf die Gedanken Ferenczis gestützt skizziert Hirsch hier unter anderem ein Modell für die Internalisierung von Gewalt, wobei er Prozesse der so genannten Implantation, Introjektion und Identifikation unterscheidet. Bei der Beschreibung des Abwehrvorganges der „Identifikation mit dem Aggressor“ hebt er dessen Funktion als lebensnotwendigen Schutzvorgang hervor, der jedoch zugleich die Identität des Opfers (in dem Fall also des Kindes) nachhaltig beeinflusst bzw. verändert. Hirsch schlägt damit ein Modell für die Erklärung der Schuldübernahme seitens der Opfer vor sowie auch für verschiedene andere Phänomene, die z.B. unter den Bezeichnungen des „Kapo-Phänomens“ oder des „Stockholm-Syndroms“ bekannt geworden sind.

Für jene LeserInnen, die diesen Aspekt aus anderen Trauma-Konzeptionen unter dem Namen „Täter-Introjekt“ kennen, kann dieser Abschnitt besonders anregend zum Weiterdenken sein. Meiner Ansicht nach gelingt es Hirsch in diesem Kontext ausnehmend gut, alle wichtigen und die Beziehung prägenden Faktoren, nämlich Erfahrungen von Gewalt, drohender Verluste, von Verrat in Beziehungen und Abwesenheit eines Zeugen in ihrem Wechselspiel nachvollziehbar darzustellen.

Im zweiten Kapitel seines Buchs wendet sich Hirsch nach dieser historischen Einführung dem **Trauma-Verständnis in der heutigen Psychoanalyse** zu. Differenziert werden verschiedene aktuelle Konzeptionen von „Trauma“ beschrieben. Sie zeigen, dass man Trauma unter verschiedenen Gesichtspunkten, wie zum Beispiel dem der Physiologie, der Symptomatik oder der Beziehung sehen kann. Mathias Hirsch plädiert darüber hinaus dafür, den Begriff „Trauma“, der häufig zu einseitig den Ereignischarakter des traumatischen Ereignisses betont, durch den Begriff der „*Traumatisierung*“ zu ersetzen, um dem komplexen Prozessgeschehen, welches mit traumatisierenden Erfahrungen einhergeht, gerecht zu werden. Im Zuge solcher Überlegungen kommt es auch zur Gegenüberstellung von Akut-Traumatisierungen und chronisch-familiären Traumatisierungen, jedoch mit der Präzisierung, dass es bei der so genannten „sequenziellen Traumatisierung“ zur Überlagerung akuter und chronisch-familiärer Traumatisierungen kommen kann.

Ein ganz großes Anliegen von Hirsch, das sich wie ein roter Faden durch das ganze Buch zieht, ist die wiederholte Hervorhebung der Rolle der Beziehung im Rahmen von Traumatisierungen. Dabei wird dankenswerterweise nicht nur die

Beziehung zwischen Tätern und Opfern angesprochen, sondern auch die Veränderung der Beziehungen zwischen dem Opfer und seiner Um- und Mitwelt im Gefolge traumatischer Erfahrungen thematisiert.

Der Autor verdeutlicht die Notwendigkeit, zwischen einmaligen Extrem-Traumatisierungen im Erwachsenenalter und den meist im Kindesalter angesiedelten chronisch familiären Beziehungstraumata zu unterscheiden. Diese zwei Formen weisen seiner Auffassung nach tendenziell unterschiedliche Folgeerscheinungen auf, was er auch für relevant für das konkrete therapeutische Vorgehen hält. Da einmalige Traumatisierungen häufig zu einer typischen Posttraumatischen Belastungsstörung führen, können sie mit den derzeit von vielen favorisierten verhaltenstherapeutisch ausgerichteten Verfahren recht gut behandelt werden. Im Falle komplexer Traumatisierungen jedoch, welche ihren Ausdruck in schweren Entwicklungs- und Persönlichkeitsstörungen im Sinne einer Beeinträchtigung des affektiven Erlebens, der Phantasie, aber vor allem der „Symbolisierungsfähigkeit“ finden, bedarf es laut Hirsch langjähriger Beziehungstherapie - vorzugsweise einer modifizierten psychoanalytischen Therapie.

Die hier angesprochene Modifikation der psychoanalytischen Technik sieht er vor allem darin, dass „... an die Stelle der Deutung heute das interaktionelle, dialogische Spiel von Patient und Therapeut getreten ist“ (64). Dem entspricht, dass die Psychotherapie auf die Wiedergewinnung der Symbolisierungsfähigkeit gerichtet ist, die der Verfasser im engen Zusammenhang mit der Fähigkeit begreift, sich selbst und andere als voneinander getrennt zu erleben.

Darüber hinaus vermittelt der Verfasser hier im weiteren Einblicke in

die Dynamik und die Mechanismen generationsübergreifender (transgenerationaler) Weitergabe traumatischer Erfahrungen. Seine diesbezüglichen Vorstellungen belegt und veranschaulicht er an Hand interessanter Fallbeispiele.

Er wendet sich dann in einem letzten Teil dieses zweiten Kapitels dem Phänomen der Dissoziation zu, wobei er vor allem auf das frühe Dissoziations-Konzept von Pierre Janet (1859–1947) zurückgreift. Dieses wird heute oft erneut für das allgemeine Verständnis von Dissoziation, vor allem aber der so genannten „Somatoformen Dissoziation“ (Nijenhuis 2004) herangezogen. Bei seinen Erläuterungen zu dissoziativen Phänomenen differenziert Hirsch sinnvollerweise zwischen der Dissoziation als *Abwehrvorgang* im Sinne von Abspaltung einerseits, der Dissoziation als *Zustand* im Rahmen verschiedener dissoziativer Zustandsbilder andererseits. Dabei geht Hirsch auch möglichen Zusammenhängen zwischen Dissoziation und selbstschädigenden Verhaltensweisen nach.

Das dritte Kapitel ist auf die **psychoanalytische Therapie mit traumatisierten Patienten** fokussiert. In seinen Überlegungen zum therapeutischen Vorgehen bezieht sich Hirsch vor allem auf Konzepte der Mentalisierung (Fonagy et.al, 2002) und der neueren Säuglingsforschung. Er schreibt dazu: „Deshalb ist eine Aktivität des Therapeuten gefordert, mit der er dem Patienten Bilder und Vorstellungen liefert, auch die sprachlichen Symbole, die der Patient noch nicht zur Verfügung hat“ (66). Dem kann ich sowohl aufgrund meiner eigenen therapeutischen Erfahrungen mit chronisch traumatisierten Menschen als auch vor dem Hintergrund meiner Auseinandersetzung mit Mentalisierungs-Konzepten vollauf zustimmen.

Bezüglich der therapeutischen Vorgehensweise vertritt Hirsch weiters, „dass in der psychoanalytischen Therapie – in welchem Setting auch immer – das Trauma, das heißt die traumatisierende Situation in entsprechenden Beziehungen, abgeschwächt immer wieder erlebt werden muss“ (69).

An dieser These hat sich - insbesondere die Rolle der Übertragung betreffend - die Diskussion im Diskurs zur Psychotherapie mit traumatisierten Menschen schon häufig entzündet.

Persönlich teile ich die Ansicht des Autors dahingehend, dass der Beziehungsarbeit in der Psychotherapie mit komplex traumatisierten Menschen ein besonders hoher Stellenwert zukommt. Die Frage ist jedoch berechtigt, ob es immer hilfreich und notwendig ist, das Beziehungsgeschehen im Rahmen von Übertragungs- und Gegenübertragungsprozessen zu bearbeiten und wie dies zu verstehen wäre.

Die Auseinandersetzung mit dem Trauma und den daran Beteiligten kann aus gestalttheoretisch-therapeutischer Sicht auch auf anderen Wegen sinnvoll und ertragreich erfolgen. So könnte man unter bestimmten Voraussetzungen durchaus auch gestalttherapeutische Interventionstechniken einsetzen, um - z.B. in der Arbeit mit dem „Leeren Stuhl“ im Sinne der Arbeit auf der „Inneren Bühne“ - sowohl traumatisierende Situationen als auch damit verbundene Beziehungserfahrungen direkt zu bearbeiten.

Es stellt sich hier auch die Frage, ob es nicht die Fähigkeiten mancher Patienten übersteigt, sich im Rahmen der vielleicht ersten hilfreichen Beziehung in ihrem Leben mit ihren traumatischen Verstrickungen auf dem (Um-)Weg der Übertragungsarbeit auseinanderzusetzen.

Im Grunde habe ich allerdings den Eindruck, dass Mathias Hirsch die hier von mir angesprochene Problematik sehr wohl mit einbezieht, indem er die Forderung nach einer genauen und individuellen Indikationsstellung hinsichtlich des therapeutischen Vorgehens erhebt.

In seiner Darstellung der psychoanalytischen Therapie versucht Hirsch auch einen gewissen Phasenverlauf der Therapie zu beschreiben. Er stellt allerdings klar, dass dieser nicht als Manualisierungs-Schema zu verstehen ist.

Im darauffolgenden vierten Kapitel zur „**Übertragung und Gegenübertragung in der Traumatherapie**“ beleuchtet er dann noch Themen wie Intersubjektivität, Enactement, Sexualisierung und Liebe, gefolgt von Beispielen aus der therapeutischen Praxis.

Danach, im fünften Kapitel, folgt eine ausführliche Beschreibung der sog. „**aktiven Psychotherapie mit traumatisierten Patienten**“. Hier betont Hirsch die Wichtigkeit der aktiven Unterstützung der Patienten dabei, innerseelische Geschehnisse von äußeren Geschehnissen zu unterscheiden. Und er verfißt die Notwendigkeit der Bearbeitung von Schuldgefühlen, wobei er verschiedene Komponenten bzw. Arten von Schuldgefühlen skizziert. [Zum Thema der Differenzierung von Schuldgefühlen möchte ich besonders Interessierte auf ein anderes, lesenswertes Buch des Autors hinweisen: „Schuld und Schuldgefühl“ (Hirsch 1997).]

In diesem Kapitel erörtert Hirsch auch den Einsatz verschiedenster kreativitätsfördernder Mittel und Vorgangsweisen wie z.B. den Gebrauch von metaphorischen Deutungen, Bildern aus der Mythologie, Psychodrama usw., nimmt er also praxeologische Anleihen bei anderen psychotherapeutischen Schulen.

Sein sechstes und letztes Kapitel ist der Arbeit am Trauma in der **analytischen Gruppentherapie** gewidmet. Diese hält der Autor für die Behandlung von traumatisierten PatientInnen mit einer so genannten „Borderline-Persönlichkeitsstörung“ für besonders geeignet. Die Gruppe bietet in seinen Augen die Möglichkeit zur Förderung von Individuation und Sozialisation und zur Förderung der Symbolisierungsfähigkeit in ihrer Funktion als „Container“.

Unter Bezugnahme auf S.H. Foulkes (Foulkes 1964), der die Spiegelung durch die Gruppenmitglieder als großen Wirkfaktor beschrieben hat, sieht Hirsch den Vorteil der therapeutischen Gruppe vor allem darin, dass sie in besonderer Weise die Entwicklung der Selbst-Reflexions-Funktion unterstützen kann. Außerdem sind die Möglichkeiten für Identifikationen und Konfrontationen in der Gruppe vielfältiger und oft wirksamer als in der Einzeltherapie. Darüber hinaus besitzt die Gruppe im Sinne einer Triangulierung nicht nur eine relativierende Funktion, sondern auch die Funktion der Zeugenschaft, was für traumatisierte Menschen besonders wichtig ist, da es meist keine „aner kennenden“ Zeugen während der von ihnen erlebten Geschehnisse gegeben hat.

Sehr schätzenswert erachte ich das Engagement des Autors, welches sich für mich in seiner offenen Haltung widerspiegelt. Mathias Hirsch scheut nicht davor zurück, Kritik an reduktionistischen Sichtweisen zu üben: sei dies nun im Hinblick auf die Überbetonung des intrapsychischen Konfliktes wie von der Psychoanalyse als „Ein-Personen-Psychologie“ lange vertreten, sei dies in Bezug auf eine vorwiegend biologisch und genetisch orientierte Psychiatrie.

Mit diesem Buch liegt meines Erachtens jedenfalls ein wertvoller Beitrag zum Thema Traumatisierung und Trauma-Therapie vor, das zur weiteren Auseinandersetzung eine Fülle von Anregungen bietet.

In der Besprechung erwähnte Literatur:

- Bowlby, J. (1976): *Trennung. Psychische Schäden als Folge der Trennung von Mutter und Kind*. München: Kindler.
- Ferenczi, S. (1933): Sprachverwirrung zwischen den Erwachsenen und dem Kind. Wiederveröffentlicht 1967 in der Folge „Aus dem Archiv der Psychoanalyse“, *Psyche* 21(4), 256-265.
- Fonagy, P., Gergely, G., Allen, J.G. (2002): *Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst*. Stuttgart: Klett-Cotta.

- Foulkes, S.H. (1964): *Therapeutic group analysis*. London: George Allen & Unwin.
- Hirsch, M. (1997): *Schuld- und Schuldgefühl – Zur Psychoanalyse von Trauma und Introjekt*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Keilson, H. (1979): *Sequentielle Traumatisierung bei Kindern. Untersuchung zum Schicksal der Kriegswaisen*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Khan, M. M. R. (1982): The concept of cumulative trauma. *Psychoanalytic Study of the Child* 18, 286-306.
- Spitz, R. A. (1967): *Vom Säugling zum Kleinkind. Naturgeschichte der Mutter-Kind-Beziehung im ersten Lebensjahr*. Stuttgart: Klett.

Gestalttheoretische Inspirationen

Anwendungen der Gestalttheorie - Handbuch der Gestalttheorie, Band 2

Eine Buchbesprechung von Maria Seidenschwann, Wien

Gestalttheoretische Inspirationen. Anwendungen der Gestalttheorie. Handbuch zur Gestalttheorie, Band 2. Hrsg. Hellmuth Metz-Göckel. Wien: Krammer, 2011. 246 S., ISBN: 3 978 3 901811 59 3

Der zweite Band des Handbuchs zur Gestalttheorie vereint eine Reihe von Beiträgen, welche Anwendungen des gestalttheoretischen Ansatzes in unterschiedlichen Arbeitsfeldern vorstellen und diskutieren. Es werden Arbeiten aus dem Bereich der speziellen Psychologie, Sprachwissenschaft, Fotografie, Kunstpädagogik, Literaturwissenschaft, Biologie und Sportwissenschaft präsentiert. Das Handbuch setzt also fort, was im ersten Band begonnen wurde, nämlich die Aktualität und Fruchtbarkeit gestalttheoretischen Denkens in unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen zu demonstrieren und damit das Vorurteil zu widerlegen, Gestalttheorie sei nur noch eine historische Fußnote oder jedenfalls auf sehr spezielle Fragen der visuellen Wahrnehmung beschränkt.

Die italienische Philosophin **Fiorenza Toccafondi** beschäftigt sich mit den Beziehungen zwischen Philosophie, Phänomenologie und Psychologie. Sie zeichnet zuerst den Beginn der gestaltpsychologischen Schule mit ihrer deutlich philosophischen Ausrichtung nach. Durch die erzwungene Flucht der maßgeblichen Vertreter der Gestaltpsychologie auf Grund der Machtergreifung durch

die Nazis musste sich die Gestalttheorie in einem Kulturraum etablieren, der auf experimentalpsychologische Forschung fokussiert war.

Auch in Deutschland wogten die Auseinandersetzungen zwischen Philosophen, die eine rein philosophische Erkenntnislehre ohne Bezug zu den empirischen Wissenschaften und Experimentalpsychologen vertraten, und den Vertretern der Gestalttheorie, die sich als philosophisch ausgerichtete Experimentalpsychologen positionierten. Dies wird von Toccafondi als „zeitgemäßer Anachronismus der Phänomenologie der Gestaltpsychologie“ bezeichnet.

Toccafondi vermisst allerdings eine ernsthafte Auseinandersetzung der Gestalttheoretiker mit Husserl, als einzige Ausnahme nennt sie Karl Duncker.

Rainer Kästl und **Gerhard Stemberger** bringen im ersten Teil ihres Beitrags einen historischen Überblick über gestalttheoretische Ansätze im psychotherapeutischen Feld von den Pionierjahren der Gestalttheorie bis heute. Die da und dort verbreiteten irrigten Annahmen, die klinische Anwendung der Gestalttheorie hätte entweder erst

mit Fritz und Laura Perls und ihrer Gestalt-Therapie begonnen oder auch erst mit Hans-Jürgen Walters Vorschlag für eine Gestalttheoretische Psychotherapie vor 30 Jahren, werden damit eindrücklich widerlegt. Wichtige Persönlichkeiten der Gestalttheorie im klinischen Anwendungsfeld werden vorgestellt, ihre Ansätze und Beiträge skizziert. Daran schließt sich ein Aufriss von Grundkonzepten der Gestalttheoretischen Psychotherapie.

Der italienische Gestaltpsychologe **Giuseppe Galli** zeigt unterschiedliche Herangehensweisen an Verständnis und Interpretation von sozialen Tugenden, einem auch für die Psychotherapie zentralen Thema. Diese sozialen Tugenden fanden seines Erachtens in der Tiefenpsychologie zu wenig Beachtung. Diese beschäftigte sich mehr mit den Schattenseiten des Menschen. Galli möchte sich im Unterschied dazu mit den Lichtseiten beschäftigen, um hier einen Ausgleich herzustellen. Soziale Tugenden wie Hingabe, Dankbarkeit, Staunen, Vergewebung, Vertrauen und Aufrichtigkeit zielen darauf ab, „konstruktive Beziehungen zum anderen aufzubauen oder wieder herzustellen“. Er sieht das optimistische anthropo-

logische Modell der Gestalttheorie als dafür besonders geeignet an und beschreibt den feldtheoretischen Zugang sowie den hermeneutischen Ansatz und die szenische Analyse als mögliche Verfahrensweisen. Wer diesen Beitrag gelesen und für die Thematik Feuer gefangen hat, wird anschließend sicher gern nach dem Buch Giuseppe Gallis „Zur Psychologie der sozialen Tugenden“ (2. erweiterte Auflage Wien 2005: Böhlau) greifen, um sich eingehender in dieses Thema zu vertiefen.

Hellmuth Metz-Göckel stellt in seinem Beitrag „Dual Process Theorien in der Social Cognition-Forschung“ eine Reihe von Forschungsansätzen vor, die sich mit „Zwei-Phasen-Modellen“ der psychischen Verarbeitung beschäftigen. Es geht hier um neuere Versuche, die Bedeutung unbewusster Prozesse in Theoriemodellen angemessen zu berücksichtigen. Es werden einerseits impulsive, assoziative, implizite oder automatische Prozesse beschrieben, auf der anderen Seite reflektierte, kontrollierte oder explizite Prozesse. Die beiden Verarbeitungsmodi können konvergieren oder divergieren, was zu Unstimmigkeitserleben führen kann. Die Person hat vier Möglichkeiten, das Zusammenspiel der so genannten expliziten und impliziten Prozesse zu steuern: Verdrängung, unabhängige Systeme bestehen lassen, motiviertes Überspielen und automatisches Überspielen. Metz-Göckel berichtet dazu Ergebnisse aus der Forschung bezüglich sozialer Einstellungen und diskutiert sie aus gestalttheoretischer und synergetischer Sicht.

Der deutsche Sportpsychologe **Jan Peters Janssen** referiert den Einfluss der Gestalttheorie auf die Entwicklung der Sportpsychologie und hebt dabei insbesondere die Wahrnehmungsgesetze und Lewins Feldtheorie hervor. In der historischen

Entwicklung der sportpsychologischen Forschung lässt sich schon früh der Einfluss der Gestaltpsychologie nachweisen, was Jansen am Beispiel Wilhelm Benarys aufzeigt. Wilhelm Benary hat schon 1913 eine Dissertation zum Thema „Die Psychologie des Sports“ verfasst, in der er eine phänomenologische Analyse der Unterschiede zwischen Arbeit, Sport, Spiel und Kunst vornimmt. In der Folge arbeitete er auch mit den Pionieren der Gestaltpsychologie wie Wertheimer, Köhler und Goldstein zusammen und gründete u.a. zwei Verlage, die Werke dieser Gestalttheoretiker veröffentlichen.

Die finnische Musikwissenschaftlerin **Jaana Utriainen** zeigt in ihrem Beitrag über Gestalttheorie und Kunsterziehung, dass Gestalttheorie sowohl in der Lage ist, künstlerisches Denken zu erklären wie auch den künstlerischen Prozess und dessen Produkte zu analysieren. Diese gestalttheoretische Sichtweise hat auch in die Kunstpädagogik und Kunsterziehung Eingang gefunden. Eine dafür typische Zielsetzung ist das begreifende Lernen. Es soll durch den Unterricht die jeweils eigene Fähigkeit zu lernen gefördert werden. Kreativität und Selbsta Ausdruck sind auch wichtig für die so genannte „Gestaltpädagogik“, die allerdings nicht mit gestalttheoretischer Pädagogik verwechselt werden sollte: Diese „Gestaltpädagogik“ wurde vielmehr von der Gestalttherapie, den Ansätzen Montessoris, verschiedenen Ansätzen der humanistischen Psychologie und Gruppendynamik beeinflusst und nur indirekt und in einzelnen Aspekten von der eigentlichen Gestalttheorie.

Der amerikanische Fotograf **Richard Zakia** beschreibt auf sehr klare, ansprechende Weise (Originalsprache Englisch) seinen Zugang zur Gestalttheorie. Er entdeckte sie in einem Psychologie-Basiskurs, wo sie ge-

meinsam mit anderen psychologischen Theorien vorgestellt wurde. Er erkannte für sich ihre Brauchbarkeit für seinen Unterricht und verwendete sie dann auch dafür. In seinem Beitrag zeigt er an Hand von Fotobeispielen renommierter Fotografen, wie er seinen Studierenden den Aufbau von Fotokunstwerken an Hand von Gestaltgesetzen (Figur-Grund, Gesetze der Nähe und Ähnlichkeit, der Fortsetzung und des Schließens) erklärt.

Auch die Literaturwissenschaft kann gestalttheoretische Prinzipien für die Analyse nutzen. Die in Polen lebende italienische Philosophin und Philologin **Silvia Bonacchi** beschäftigt sich mit Robert Musils (1880-1943) Essay „Literat und Literatur“. Musil benutzt gestalttheoretische Ansätze für seine „Theorie des künstlerischen Ausdrucks“ (zu Musil und seinem Werk wie auch zu Silvia Bonacchis Buch über Musils Beziehung zur Gestalttheorie finden sich weitere Beiträge im vorliegenden Heft von *Phänomenal*). Musil hat bei Karl Stumpf Psychologie gleichzeitig mit Kurt Koffka und Franz Köhler studiert. Daher stammt sein Bemühen, die wissenschaftlichen Ansätze der Berliner Schule auf die Betrachtung ästhetischer Probleme zu übertragen. Er vertritt die Auffassung, dass Kunst eine seelisch-ökonomische Vorkehrung sei, zur Bewältigung der Lebensaufgabe, eine Gestaltbildung zur Bewältigung einer bedrohlichen, beängstigenden Wirklichkeit. Die ästhetische Formgebung erzeugt Sinn. Später beschäftigte sich Musil auch mit ethnologischen Ansätzen und mit den „Urformen der Kunst“, die mystischen Zwecken diene, die nicht rational fassbar sind und daher Formgebung wie etwa ein Ritual benötigen.

Der Sprachwissenschaftler **Jurgis Skilters** aus Lettland analysiert in seinem Beitrag Figur-Grund-Zusammenhänge in der Semantik und

ihre Rolle für das Verstehen. Auch dieser Beitrag ist in englischer Originalsprache. Spannend und auch für PsychotherapeutInnen wichtig sind die hier vorgestellten Möglichkeiten, unter Anwendung gestalttheoretischer Prinzipien zu verstehen, wie sich Sinn herausbildet. Sinn hat eine relationale Struktur, keine atomistische. Die Relationen zeigen sich in den linguistischen Elementen, aber auch zu nicht linguistischen Elementen, wie z.B. zum Erfahrungswissen im Hintergrund. Dieses kann - ohne explizit genannt zu werden - den Sinn eines Satzes mitgestalten.

Der amerikanische Designer, Design-Lehrer und Camouflage-Spezialist **Roy R. Behrens** stellt die Erkenntnisse des Malers Abbott H. Tayhayer vor, der sich mit dem Phänomen der Tarnung im Tierreich beschäftigte. Verschiedene Möglichkeiten, wie die Figur- Grunddifferenzierung erschwert werden kann (ein Grundprinzip der Tarnung), werden gezeigt. So lässt zum Beispiel die Gegenschattierung – z.B. ein weißer Bauch - ein Tier weniger massiv erscheinen, womit es

weniger deutlich erkennbar, also besser getarnt ist. Erstaunlich, wie sehr sich Tiere für ihre Tarnung die Gesetzmäßigkeiten zu Nutze machen, die von der Gestalttheorie aufgezeigt und erforscht wurden. Wie schon der vorher besprochene Beitrag von Skilters kann auch der Beitrag von Behrens für PsychotherapeutInnen fruchtbar gemacht werden, indem er Anstöße für Überlegungen gibt, wie z.B. auch in Patientenerlebnissen und –erzählungen wichtige Themen, aber auch Lösungsansätze, in „getarnter“ Form enthalten sein könnten und auf ihre Entdeckung warten. Die Kenntnis der Gesetzmäßigkeiten, wie das geschieht, kann hier sehr hilfreich sein.

Der italienische Psychologe **Mario Zanforlin** zeigt in seinem Beitrag über die Anwendung der Gestalttheorie in der Erforschung des Verhaltens von Tieren, dass höhere und auch niedere Tiere visuellen Täuschungen zu unterliegen scheinen. Zanforlins Interesse an dieser Thematik entsprang seinen Forschungen zum Problemlöseverhalten. Er berichtet über Experimente, die zei-

gen, dass auch das Verhalten von niederen Tieren keineswegs rein mechanistisch ist, sondern flexibel und an die jeweilige Situation angepasst. Zanforlin sammelt in seinen Tierversuchen Informationen darüber, wie Tiere wahrnehmen und Probleme erleben und lösen. So verdursteten Hühnerküken in Legebatterien vor der vollen Wasserschüssel, weil sie die Wasseroberfläche nicht sehen konnten. Diese Tiere werden nämlich von glänzenden Oberflächen angezogen – da strecken sie ihre Schnäbel hin. Erst durch die Veränderung der Höhe der Wasserbehälter konnte das Glänzen von den Küken wahrgenommen werden und sie tranken.

Das Handbuch beinhaltet also einen bunten Reigen an Beiträgen. Er eignet sich sowohl zum Kennenlernen und zur Reflexion der theoretischen Grundlagen, die die Gestalttheoretische Psychotherapie mit der Anwendungen der Gestalttheorie in anderen Bereichen teilt, als auch als unmittelbare Anregung dafür, aus diesen Anwendungen auch für den klinischen Arbeitsbereich zu lernen.

Modelle von Gesundheit und Krankheit

Besprechung des gleichnamigen Buches von Alexa Franke

Bernadette Lindorfer, Wien

Alexa Franke (2010): Modelle von Gesundheit und Krankheit. Bern, Göttingen, Toronto, Seattle: Hans Huber. Zweite, überarbeitete und erweiterte Auflage (Erste Auflage 2006). 272 Seiten, Preis € 29,95. ISBN 978-3-456-84830-3

Auf das Buch „Modelle von Gesundheit und Krankheit“ von Alexa Franke bin ich auf Umwegen gestoßen: Das Erscheinen des Sammelbandes „In Anerkennung der Differenz. Feministische Beratung und Psychotherapie“, den der Verein „Frauen beraten Frauen“, die erste in Österreich errichtete Frauenberatungsstelle, zu ihrem 30-jährigen Bestehen herausgegeben hat, hat mich angeregt, mein noch aus der Zeit meines Studiums stam-

mendes Wissen um feministische und frauenspezifische Ansätze in der Psychologie und Psychotherapie auf seine Aktualität hin zu überprüfen und gegebenenfalls auf einen neueren Stand zu bringen. Auf diesem Weg kam ich dann zum Band „Klinische Psychologie der Frau“ (Franke & Kämmerer 2001) und über diesen wiederum zu Alexa Franke, der Autorin des hier besprochenen Buchs „Modelle von Gesundheit und Krankheit“. Und es

war die Ankündigung, dass sich in diesem neu aufgelegten Sammelband geschlechtsspezifische Modelle von Gesundheit und Krankheit finden würden, die mein Interesse geweckt hat.

Alexa Franke ist Professorin für Rehabilitationspsychologie an der Technischen Universität Dortmund und hat durch ihre Übersetzung des Hauptwerkes von Aaron Antonovsky „*Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit*“ (1997) wesentlich

zur Verbreitung des Salutogenese-Konzeptes im deutschsprachigen Bereich beigetragen. Sie ist auch Psychologische Psychotherapeutin (Verhaltenstherapie) und hat vor ihrer Tätigkeit an der TU Dortmund an verschiedenen klinisch-psychologischen Instituten und als leitende Psychologin an einer verhaltensmedizinisch orientierten Psychosomatischen Klinik gearbeitet. Die Schwerpunkte ihrer Arbeit sind Salutogenese in Gesundheitsförderung und Therapie, Suchtforschung, Ess- und psychosomatische Störungen sowie die spezifischen Erfordernisse und Bedürfnisse von Frauen in der Gesundheitsversorgung. Sie ist Mitherausgeberin der Zeitschrift *Prävention* und hat in verschiedenen gesundheitspolitischen Gremien auf Bundes- und Landesebene mitgewirkt. – Keine unbedeutende Autorin also.

Das Buch – eine Neubearbeitung der Ersterscheinung 2006 – wendet sich an alle, die im Bereich des Gesundheitswesens arbeiten bzw. einmal arbeiten wollen. Es ist das Anliegen der Autorin, Alternativen zu dem derzeit in allen gesundheitspolitischen Diskussionen vorherrschenden biomedizinischen Modell sichtbar zu machen, die unterschiedlichen Auffassungen von Gesundheit und Krankheit zu diskutieren und die Konsequenzen der jeweiligen Theorieansätze für die Gesundheitsversorgung aufzuzeigen. Gegenüber der Erstauflage 2006 hat die Autorin die Kapitel über Resilienz und sozia-epidemiologische Modelle erweitert und zwei Kapitel neu hinzugefügt: das eine über Gesundheits- und Krankheitsverhalten und das andere über die im Gesundheitswesen zur Zeit des Nationalsozialismus verübten Verbrechen.

In den ersten sechs der insgesamt dreizehn Kapitel geht es um Definitionen und Dimensionen von Gesundheit und Krankheit, um deren Abgrenzung und Verhältnis zuein-

ander. Psychischen Erkrankungen sowie dem Begriff der Behinderung wird jeweils ein eigenes Kapitel gewidmet. Ebenso den Stress-Konzepten (Kapitel 7), da Stress und die Bewältigung von Stress in unterschiedlichen Krankheits- und Gesundheitsmodellen eine bedeutende Rolle spielen. Dieses Kapitel leitet schließlich zur Auseinandersetzung mit verschiedenen Krankheitsmodellen (Kapitel 8) und Gesundheitsmodellen (Kapitel 9) über.

Dargestellt werden bei den Krankheitsmodellen das biomedizinische und das Risikofaktorenmodell als „naturalistische Modelle“, die Konzepte der Psychoanalyse, Verhaltenstheorie, Kommunikationstheorie und Diathese-Stress-Modelle als „psychosomatische Modelle“ sowie drei „soziokulturelle Modelle“ (Konflikttheorien, Strukturfunktionalistisches Modell, Interaktionstheoretisches Modell).

Im Bereich der Gesundheitsmodelle geht die Autorin auf das Salutogenese- und Resilienzkonzept sowie auf das Gesundheitsmodell der WHO ein. Der letzte Themenblock (Kapitel 10 - 12) erweitert die bis dahin dargestellten Modelle um geschlechtsspezifische und sozia-epidemiologische Perspektiven sowie um die für die Praxis ebenfalls relevanten Themen „subjektive Theorien“ sowie Gesundheits- und Krankheitsverhalten – dies alles sehr junge Gebiete der Gesundheitswissenschaften, wenn man von der bereits länger eingeführten Sozial-Epidemiologie absieht.

Das Buch bewegt sich in der Anlage zwischen Fach- und Lehrbuch. Der Autorin gelingt es durchaus, ihrem Anspruch gerecht zu werden, Übersetzungsarbeit zwischen den unterschiedlichen Gesundheitsprofessionen zu leisten und den wissenschaftlichen Diskussionsstand in einer leicht und flüssig lesbaren sowie allgemein verständlichen Sprache darzustellen.

Mini-Lexikon:

Resilienz

Mit dem Begriff wird allgemein die Toleranz eines Systems gegenüber Störungen bezeichnet. Gesundheitspsychologisch ist damit in der Regel die Fähigkeit von Menschen gemeint, ihre psychische Gesundheit auch unter besonders belastenden Bedingungen aufrecht zu erhalten. Als Gegenstück zur Resilienz wird oft der Begriff der Vulnerabilität, also der Verletzbarkeit verwendet.

Salutogenese

Der Begriff geht auf den amerikanisch-israelischen Soziologen Aaron Antonovsky (1923-1994) zurück. Beschäftigt sich die Pathogenese mit der Entstehung von Krankheit, geht es bei der Salutogenese um die Entstehung und Aufrechterhaltung von Gesundheit.

Sozialepidemiologie

Unter Sozial-Epidemiologie wird das wissenschaftliche Forschungsgebiet verstanden, das sich mit der Entstehung, den Ursachen und Folgen von gesundheitlicher Ungleichheit in verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen und Schichten beschäftigt.

Zur Vertiefung und Illustration sind dem Text neben Tabellen und Abbildungen immer wieder kleine historische Exkurse zu wichtigen Personen und deren Werk, Textauszüge und Fallbeispiele beigefügt. Die in jedem Kapitel eingebauten Fragen und Aufgaben für die Leserin verweisen auf die mögliche Verwendung als Lehrbuch und sollen zur eigenen Reflexion und Stellungnahme anregen. Während ich vor allem die historischen Exkurse und die Textauszüge als bereichernd und interessant empfunden habe, waren mir viele der Aufgabenstellungen und Fragen zu nah am Schulaufsatz bzw. an der Prüfungsfrage angesiedelt und langweilten mich.

Andere wiederum wie z.B. „Warum führt bei vielen Frauen die Brigitte-Diät zu größeren Erfolgen bei der Gewichtsreduktion als die Ratschläge und die Diät-Empfehlungen des Hausarztes?“ oder „Wie ist es zu erklären, dass manche Menschen sehr viel Zeit bei Ärzten verbringen und sich dann doch nicht an das halten, was ihnen als Therapie aufgetragen wird?“ konnten mich durchaus überraschen und amüsieren und habe ich daher als anregend erlebt.

Dadurch, dass es Franke vor allem um einen kritischen Überblick und eine Einführung in die Themenstellungen rund um Gesundheit und Krankheit geht, führt die Darstellung der einzelnen Modelle und Fragestellungen nicht allzu sehr in die Tiefe. Wer sich aber mit einzelnen Aspekten weiter beschäftigen möchte, erhält am Schluss jedes Kapitels Angaben zu weiterführender Literatur. Der Überblickscharakter des Buches macht es wohl auch aus, dass ich persönlich auf weiten Strecken nicht den Eindruck hatte, grundlegend Neues zu erfahren. Andererseits hat es mir da und dort einige wichtige Einsichten und Erkenntnisse ermöglicht – wie z.B. die Aussichtslosigkeit und Sinnlosigkeit der Erwartung, sich über die unterschiedlichen Professionen und Bereiche hinweg auf *eine* sinnvolle, allgemein verbindliche Krankheitsdefinition zu verständigen; oder die Hinweise auf negative Aspekte des Resilienz-Konzeptes („Letztlich geht es darum herauszufinden, welche Kinder in einer ihre Bedürfnisse missachtenden Welt dennoch bereit oder in der Lage sind, sich den Normen dieser Welt anzupassen“ 183). Das spricht wiederum für den Wert des Buches.

Die Darstellung der sozialespidemiologischen und der geschlechtsspezifischen Modelle ist gut gelungen. Einzelne Befunde – wie z.B. dass die mittlere Lebenserwartung von

Männern in Glasgow heute in einem armen Stadtteil 54 Jahre beträgt, während sie in einem der Stadtteile mit gut verdienenden BewohnerInnen bei 82 Jahren liegt – sind immer wieder bestürzend, vor allem vor dem Hintergrund, dass diese Ergebnisse kaum Eingang in die öffentliche Diskussion um Gesundheit finden.

Was mich bei der Sozialepidemiologie noch nicht wirklich gestört hat – hier ist die Analyse zu solchen Befunden auch schon etwas weiter gediehen – hat mich im Bereich der geschlechtsspezifischen Modelle schließlich doch enttäuscht: Gute Theorien zum Zusammenhang zwischen Geschlecht und Gesundheit gibt es derzeit noch nicht und habe ich dementsprechend auch in diesem Buch nicht gefunden.

Dies ist aber sicher nicht der Autorin anzulasten, die selber konstatiert: „Obwohl inzwischen die Tatsache der unterschiedlichen Mortalität und Morbidität von Männern und Frauen, ihr unterschiedlicher Umgang mit Gesundheit und Krankheit und die Geschlechtsspezifität ihrer jeweiligen subjektiven Gesundheitstheorien nicht mehr in Frage gestellt werden, ist verwunderlich, dass die Forschung in den meisten gesundheits- und krankheitsrelevanten Bereichen das Geschlecht keineswegs als wesentliche Variable berücksichtigt. *Und noch kärglicher stellt sich die Situation dar, wenn es um Theorien und Erklärungsmodelle geht, die die gefundenen empirischen Daten interpretieren bzw. erklären helfen.*“ (195; Hervorhebung BL)

Insgesamt halte ich das Buch für lesenswert für alle, die in Medizin und Gesundheitsbereich tätig sind und sich daher mit Begriffen und Konzepten von Gesundheit und Krankheit auf eine grundlegende Weise auseinander setzen sollten. Empfehlenswert und eine Hilfestellung ist es darüber hin-

aus sicher allen, die in diesem Bereich unterrichten. Besonders positiv und ansprechend finde ich, dass die Autorin die einzelnen Zugänge „konsequent auf ihre Konsequenzen“ hin befragt und dass sie sich nirgends versteckt, sondern in ihrem eigenen Denken und in ihrer Haltung immer erkennbar ist. Dies trifft auch dort zu, wo sich neben der Würdigung der konkreten empirischen Befunde die Forderung und der Wille nach tieferer theoretischer Durchdringung der Materie beharrlich durch den Text ziehen.

Schließen möchte ich mit einem Zitat der Autorin aus der Einleitung, das ihre Haltung und ihren Zugang zum Buch veranschaulicht:

„Ich verstehe dieses Buch als meinen Beitrag zu dem notwendigen gesellschaftlichen Diskurs über eine Gesundheitsgesellschaft europäischer Prägung. Wir haben eine reiche Tradition und Ideengeschichte, aus der wir Anregungen und positive Erfahrungen ziehen können. Wir haben aber auch eine Historie voller abschreckender Beispiele für den menschenverachtenden Umgang mit Kranken, Schwachen, Abweichenden. Aus beidem müssen wir lernen. Ich halte Gesundheit nicht für den höchsten Wert. Aber der Wert, den eine Gesellschaft der Gesundheit beimisst und die Art und Weise, wie sie mit Kranken und Behinderten umgeht, sind nicht nur für die Lebensqualität jeder und jedes Einzelnen relevant. Sie zählen auch zu den Kriterien, an denen sich eine Gesellschaft messen lassen muss, die beansprucht, human und solidarisch zu sein.“ (16)

Literatur:

- Antonovsky, Aaron (1997): *Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit*. Tübingen: Dgvt-Verlag.
- Franke, Alexa & A. Kämmerer (Hrsg.) (2001): *Klinische Psychologie der Frau*. Göttingen: Hogrefe.
- Frauen beraten Frauen (Hg.) (2010): *In Anerkennung der Differenz. Feministische Beratung und Psychotherapie*. Gießen: Psychosozial-Verlag.